

hältnis von Moral und Politik“ (221–241) manches bisher auf dem Kongreß Geäußerte souverän auf und verdichtet es. Religion im Sinne R.s wird auf ihre Leistungskraft hin untersucht, sowohl die praktische Autonomie der Person und die aktive Integration des Bürgers in den Staat zu leisten, so daß der Mensch bei sich ist (227). Dabei vergleicht Bourgeois das „Tübinger Fragment“ (H. Nohl: Hegels Theologische Jugendschriften, Tübingen 1907, 19) mit dem mehrfach im Laufe des Kongresses untersuchten Abschnitt über die „religion civile“. Während sie für Bourgeois von der Staatsspitze verordnetes Produkt ist, abstrakt und eher lebensleer, ist H.s „Volksreligion“ ein „schönes natürliches Erzeugnis“ (237). G. Duso's Thema „Freiheit, politisches Handeln und Repräsentation beim jungen Hegel“ (242–278) beurteilt H.s Berner Jahre. Duso liefert auf S. 247, Anm. 10 wertvolle Auskunft über die grundsätzliche Verortung R.s und H.s. Interessant ist, worauf auch Fulda hinwies, daß H. seinen Freiheitsbegriff im Umfeld und in Auseinandersetzung mit der Volksreligion und nicht mit dem Staatsdenken entwarf (245 f.). J. Frc. Kervegan examiniert in „Der Staatsbürger (citoyen) gegen den Bürger [bourgeois]“ (279–301) die Zentralbegriffe: cives, bourgeois, citoyen, sujet, bürgerliche Gesellschaft und Staat. Der Citoyen ist „co-législateur“ für R. und Kant, sein „ich“ ist immer ein „Wir“ (282, 291). D. Losardo unterstreicht mit seinem Schlußbeitrag „Zwischen Rousseau und Constant: Hegel und die Freiheit der Modernen“ (302–330) die Ähnlichkeit bei R. und H.: Beide kritisieren die lediglich formal bleibende Gleichheit (311 f.), beide treten in Distanz zur liberalen Tradition (317; s. § 62A der „Grundlinien“) und beide erkennen die Notwendigkeit konkreter Verantwortung. Zahlreiche unterschiedliche Bewertungen trennen allerdings auch beide. Beispielsweise die Bewertung des Luxus (313), für R. völlig abzulehnen, für H. ein nicht ausrottbares Element im Gang der Entwicklung. Auch erteile H. dem moralistischen Ansatz R.s eine Absage (312). Bei Losardo begegnet also wieder B. Constant, dessen Kritik an R. spätere Constant-Adepten auch H. zuteil werden ließen (325 f.). – Ein inhaltsreicher, akunftstarker Beitrag zur Erklärung des Verhältnisses zweier Staatsphilosophen ist gelungen. Zugleich ist eine Wegstrecke deutsch-französischer Geistesgeschichte aufgeheilt, ja diese findet in der deutsch-französischen Zusammensetzung des Kolloquiums selbst ihren Ausdruck und ihre Fortsetzung. Nicht nur der junge H., sondern auch der „alte“ H. (s. schon im Beitrag Philonenkos S. 37 f. und besonders den Aufsatz von D'Hondt) ist zu R. in Beziehung gesetzt – zwar nicht im Einklang mit dem Titel, doch nicht zum Nachteil des in allen Beiträgen immerfort wachgehaltenen Interesses. Überschneidungen, Wiederholungen sind bei solchen Kolloquiumsbeiträgen unvermeidlich. Daß weder R. noch H. dabei voll erkundet und gewürdigt werden können, liegt in der Natur der Fragerichtung, und daß das Verhältnis beider Philosophen sich nur behandeln ließ, indem Kant und Constant herangezogen wurden, ist ebenso zu vermerken, wie daß H.s philosophische Beschäftigung theologischen und kirchlichem Interesse entwächst. Gilt dies vielleicht sogar für R.? Wer R.s Frage danach, wie die Zerrissenheit des Menschen aufgehoben werden könne, an sich richten läßt, wird das Gespräch der Wissenschaftler „modern“ und höchst aktuell finden. Aus der Fülle diskutabler Thesen sei nur eine stellvertretend genannt: Gibt es für R. wie H. wirklich keine Begrenzung der Souveränität? (220) Erhält sie nicht von innen her ihr Maß? Und eine grundsätzlichere Bemerkung: Weniger als andere Philosophen läßt sich R. wohl allein aus den Texten „und nach den Regeln der Vernunft“ verstehen, sein Lebensschicksal ist dazuzunehmen. B. Bourgeois deutet dieses Unvermögen in einem Zitat H.s wenigstens kurz an (222). Dann würde R.s Selbstverständnis als „guerisseur souffrant“ (J. Starobinski) deutlich, als „Heiler der Menschen, an sich, an den anderen und zugleich für sie leidend“. Gibt es bei H. eine ähnliche, gar nicht auf- und abtrennbare Verbindung von Werk und Person? Oder geht es H. wirklich nur darum, daß man besser als zuvor begreife, was ist? (54) N. BRIESKORN S. J.

SCHAEFER, ALFRED, *Der Nihilismus in Hegels Logik*. Kommentar und Kritik zu Hegels Wissenschaft der Logik. Berlin: Spitz 1992. 168 S.

Der Autor, der erst kürzlich mit einer Arbeit zu Hegels Rechtsphilosophie hervorgetreten ist („Die Macht der Tendenz in Hegels Rechtsphilosophie“, Berlin 1990) legt mit

diesem Buch seine Deutung der „Wissenschaft der Logik“ vor, die gleichfalls der Tradition materialistischer Hegel-Deutung verpflichtet ist. Die Aufgabe seines Werkes bestimmt er folgendermaßen: „Der Kommentar kann nur kritische Sonden in den Mammutleib der Wissenschaft der Logik senken, Fragmente isolieren und ihren geistigen Zusammenhang herstellen. Fragmentarisch kann er einen Blick auf das Ganze dieses Werkes ermöglichen, ohne sich deren System zu verschreiben.“ (8) Es gehe ihm lediglich um den „Versuch, heroisch selbst im Versagen, das ‚reine Denken‘ vor dem Hintergrund des Nichts klärend nachzuzeichnen“ (8) in der Absicht, dadurch „einem problematischen Text Sinn abzugewinnen“ (154).

Die Stärke des Werkes liegt eindeutig in seiner sprachlichen Form: in einem brillanten, aphoristischen, an Assoziationen reichen Stil versucht der Verf. dem Gang der „Wissenschaft der Logik“ (= WL) zu folgen. Kommentierende Hinweise erstrecken sich insbesondere auf instruktive Parallelen zu Spinoza, Leibniz, Hume, Kant, Marx und Nietzsche. Die Gliederung des „Kommentars“ orientiert sich lose an einigen Kapitelüberschriften der WL. In den ersten drei Kapiteln entwickelt der Verf. die interpretationsleitenden Axiome, die er seiner Hegel-Deutung zugrundelegt. Namentlich das II. Kap. zeigt schon im Titel, worauf die Interpretation der WL hinauslaufen soll: auf den Nachweis der „Wahrheit ohne Wirklichkeit“ (13, vgl. 131, 152). Gemäß dieser Devise erfahren dann hauptsächlich die Bestimmungen der Wesenslogik (Kap. IV bis VI) ihre materialistische Um- bzw. Ausdeutung. Kurze Bemerkungen zu den Abschnitten „der Begriff“ und „die Idee“ (Kap. VII u. VIII) beschließen den „kritisch“ sein sollen den „Kommentar“. Überblickt man den Gang der Ausführungen, so baut er sich vornehmlich aus erläuternden Paraphrasen und rhapsodischen Glossen zu mehr oder weniger beliebig ausgewählten logischen Bestimmungen auf, welche gelegentlich von polemischen Invektiven und Einwürfen unterbrochen sind, in denen der aufgestaute Ärger des Verf. über den vorgeblichen „Nihilismus“ der Hegelschen Logik sich entlädt. Von einer Auffassung und systematischen Darstellung des inneren argumentativen bzw. methodischen Zusammenhangs der Logik, welche wohl zu den vordringlichsten Aufgaben eines „Kommentars“ gehören, ist in den Ausführungen des Verf. so gut wie nichts zu finden. Die systematische Einheit seiner Bemerkungen ergibt sich vielmehr aus dem vorgefaßten kritischen Interesse und der auf es bezogenen dicta-probantia-Methode. Dementsprechend besteht das zentrale Problem der Interpretation in ihrer durchgängigen Abhängigkeit von dogmatischen Vorentscheidungen. Das Verhältnis von Kommentar und Kritik (das der Untertitel formuliert) wird nirgends eigens problematisiert und bleibt völlig ungeklärt. So tritt die harsche Kritik oftmals in Spannung zu dem Erfordernis, den Text der Logik gemäß der Maxime der „Erkenntnis um der Erkenntnis willen“ (11) zu verstehen und auszulegen. Folge davon ist eine nicht überwundene Äußerlichkeit der Kritik. Es sind stets fremde und von außen herangetragene Überzeugungen und Forderungen, an denen Hegels Argumentation gemessen und beurteilt wird. Daß eine solche Kritik ihrem Gegenstand angemessen sei, darüber sind dem Verf. offenbar nirgends die leisesten Zweifel aufgestiegen. So von Vorurteilen präokkupiert, die notwendig zur Blindheit dafür führen müssen, worin Hegel selbst Sinn und Aufgabe, Funktion und Gegenstand seiner WL erblickte, geht der Verf. daran, die ihm gelegten commendenden Bestimmungen – insbes. die jeder materialistischen Deutung teuer und lieb gewordenen des Widerspruchs, der Wirklichkeit und des allgemeinen Begriffs – aus ihrem ursprünglichen Kontext zu isolieren und sie damit von ihrer systematischen Bedeutung und Wahrheit abzutrennen. – Die Beglaubigung des vom Verf. als Gegeninstanzen Vorgebrachten erschöpft sich durchgängig in der Weise apodiktischer Versicherungen und Meinungen, deren vordergründige „Evidenz“ (48) ihre logisch-systematische Begründung ersetzen soll. So erfährt der Leser, man könne die „Anordnung“ der Gegenstände des Erkennens „nur aus dem Seienden selbst erfahren“, denn sie sei „nicht deduzierbar“ (28). Sodann: „Es gibt keine Totalität des Erkennens der Wirklichkeit...“ (151); weiterhin sei das Selbstverhältnis der logischen Begriffe „mit der Reflexion des Philosophen auf sie eins“ (39). Aufgrund dieses (schon von Schelling gegen Hegel geltend gemachten) Arguments spricht der Verf. von einer Vermischung des Logischen mit dem Ontologischen (65, 148), des Kategorialen mit dem Konkreten (84), die dazu führe, daß die logischen Bestimmungen bei Hegel

„keine Spur von Wirklichkeit“ enthielten (72). Worin diese eigentliche „Wirklichkeit“ positiv bestehen soll, darüber sind die Auskünfte des Verf. einigermaßen vage. Es handle sich dabei um „Sachverhalte“ (75, 123), „konkrete Daten“ (87), „materielle[n] Inhalt“ (72), der im Medium von „Erfahrung“ (welcher Erfahrung?) zugänglich sei (130), oder einfach um „das Objektive“ (147), die „Materie“ überhaupt (77–82, 84, 124), der unbeschadet ihrer „Ursprünglichkeit“ eine „Selbstgegebenheit“ eigne (78), – als ob alle diese Bestimmungen sich von selbst verstünden. Durch Hegels Begriff des Begriffs werde „eine Kluft zwischen Wahrheit und Wirklichkeit aufgerissen, die sich ihrer Natur nach den Formen der Logik entzieht“ (127). Wie wir unter dieser Voraussetzung überhaupt zu einer Erkenntnis dieser Kluft selber kommen können, bleibt ebenso unerfindlich und „rätselhaft“ (151), wie wir zu einem *konkreten Begriff* jener außerlogischen „Materie“ gelangen sollen ohne faktischen Gebrauch von logischen Denkbestimmungen.

Der zentrale Vorwurf, den der Verf. stets aufs neue bestätigt zu finden meint, ist der des „Nihilismus“ der Hegelschen Logik (23, 24, 31, 32, 42, 69, 71–73, 83, 132 etc.). Worin dieser verwerfliche Nihilismus eigentlich bestehen soll, wird nicht hinlänglich deutlich. Einerseits soll es sich um einen „methodischen“ handeln (31), dann wieder um einen „metaphysischen“, die „Ontologie“ betreffenden (31 f.). In den meisten Fällen handelt es sich jedoch um eine zusammenfassende Kennzeichnung eines bestimmten Zuges, der für Hegels WL (und seine Philosophie im ganzen?) typisch sein soll. Exemplarischen Ausdruck findet er dem Verf. zufolge (23, 71 f.) in Hegels Satz, daß die absolute Reflexion „die Bewegung von Nichts zu Nichts“ sei (WL II, 14 ed. Lasson). Dies sei synonym mit der „absolute[n] Entleerung alles Tatsächlichen in Raum und Zeit“ (24), einem Kreisen des Denkens „ohne Ziel“ (43, 151), welches „nur Scheinresultate hervorbringt“ (44). „Der Weisheit letzter Schluß ist die leere Tautologie ‚A = A‘. Sie ist durch die Negationen hindurch die einzige verlässliche Wahrheit – ohne Wirklichkeitsbezug.“ (45 vgl. 105, 116, 127, 131) Einem solchen methodischen Verfahren sei „die Morgenröte der Aufklärung noch nicht aufgegangen“ (15), vielmehr bewege es sich in der Sphäre der „Mystik“ (23, 97), der „maßlosen Hybris“ (152, 145), der „Willkür“ (37, 40, 43, 46, 85, 87, 123, 145, 147) und des „platte[n] Widersinn[s]“ (41, 85, 147). Denn „um zur bestimmenden Reflexion der Naturgesetze[!] zu gelangen, fingiert[!] Hegel die ‚absolute Reflexion‘ des beziehungslosen Wesens[!], das als höhere Stufe des ebenso beziehungslosen Seins sich autistisch in sich selbst spiegelt[! – Wie kann sich etwas Beziehungsloses in sich selbst spiegeln?]. Hegel verehrt das Nichts der realen Beziehungslosigkeit als absolute Reflexion, statt über den Realitätsverlust der Spekulation zu erschrecken.“ (48) Einige Mittel, durch die Hegel die fehlenden Begründungen zu vertuschen versuche, seien „Wortspiel“ (94), „Verdrehung“ (95), „sprachliche Manipulation“ (79, 150), „fragwürdige Sophistik“ (130), „Schein-Argument“ (95), „terminologische Mehrdeutigkeit“ (102), welche nur „Verwirrung“ stifte (105, 145). Seltsam mutet der Vorwurf an, Hegel gehe über „zum Begriff der absoluten Wirklichkeit, ohne ihn zu definieren“ (101), als ob nicht der gesamte der Bestimmung der absoluten Wirklichkeit vorhergehende Prozeß logischer Ableitung diese Definition selbst sei. Auch die bekannte Legende, Hegel betreibe in der WL eine „Restauration der von Kant destruierten Metaphysik“ (41, ebenso 47), fehlt nicht. – Angesichts solcher Aussagen fällt es schwer, in den Ausführungen des Verf. eine belehrende und erhellende Kommentierung des Hegelschen Textes zu finden. Den steilen Anspruch, daß „derjenige, der diese Interpretation durchgearbeitet hat, wissen [wird], was Dialektik ist“ (8), konnte Ref. für seine Person jedenfalls nicht bestätigen. Auch glaubt er bei aller gebührenden Bescheidenheit hinsichtlich seiner geistigen Kräfte, daß es anderen nicht viel besser ergehen wird.

Fassen wir zusammen: Der Beitrag stellt kaum eine produktive Bereicherung einer philosophischen Hegel-Auslegung und -Aneignung dar. Es handelt sich vielmehr um eine ausführliche und unreflektierte Perpetuierung traditioneller, nicht nur materialistischer Vorurteile. Den Erwartungen, die an einen wissenschaftlichen Kommentar der WL zu richten sind, werden die Ausführungen des Buches kaum gerecht. Von der programmatisch verheißenen Herstellung „geistigen Zusammenhangs“ (8) kann so gut wie keine Rede sein. Dem Verf. wäre zu raten gewesen, zuerst seine „Sonden“ an den

„Mammutleib“ (8) der Logik zu legen, bevor er sie *in* ihn senkt. Dadurch hätte er vielleicht eine empirische Anschauung von der Ganzheit dieses Körpers in seine Vorstellung aufnehmen können, die ihm so gänzlich fehlt. Bleibt zu hoffen, daß eine Einsicht in die Unverzichtbarkeit einer *immanenten* Deutung und Kritik, die Hegel nicht an fremden, sondern an den von ihm selbst erhobenen Ansprüchen und Forderungen mißt, als die einzig aussichtsreiche und sachgemäße künftig allgemein sich durchsetzen möge.

B. BURKHARDT

SPINKS, CARY W., *Peirce and triadomania: a walk in the semiotic wilderness*. Berlin–New York–Amsterdam: Mouton de Gruyter 1991. 256 S.

Der Buchtitel ist adäquat. Dennoch, Trichotomie ist für Peirce (= P.) so zentral, daß er selbst ihr scherzhaft die ‚Alternativ‘-Etymologie ‚Haar(tricho)-spalterei(tomie)‘ (MS 905:2) unterlegte und sie als Triadomanie in den Bereich des psychiatrischen Symptoms rückte. Spinks (= S.) jedenfalls macht aus der Manie eine Tugend, versucht er doch „to articulate how deeply his own [scil. Peirce’s] tri-relative logic pervades his thinking“ (v) und „to extend Peirce’s thinking as far as it will go in order to discover the very edges of discovery.“ (vi) Die regelrechte Unterschlagung der nicht reduzierbaren Dreiheit der Kategorien haben sich nicht wenige Peirce-Interpreten zuschulden kommen lassen. So klagt einer der wichtigsten französischen Peirce-Forscher, G. Deledalle, in *Nouveaux Actes Sémiotiques*, (9) 1990, S. 48: „On n’est pas, bien entendu, obligé d’adopter la théorie de Peirce. Mais si l’on se réclame de lui, le démembrément de la triade est un contre-sens, qu’ont commis, hélas!, plusieurs des sémioticiens les plus influents: Ogden and Richards (1923), Charles Morris (1938, 1946), Roman Jakobson (1966).“ Kein Wunder, daß man mit Morris bei drei separaten Disziplinen: Syntax, Semantik, Pragmatik landete, die alle in linguistischen Aporien enden. Wie wenig das noch mit P. zu tun hat, müßte klar werden, wenn man die jeweilige spezifische Funktion der drei Kategorien beim Erkenntnisakt zur Kenntnis nimmt.

S. ist mit Ketter, Eisele, Ransdell, Kevelson Teil einer seriösen US-Peirce-Forscher-Generation, die sich um die historisch exakte Erhebung wirklich P.scher Gedanken große Verdienste erworben hat. P. als Ausschlichtungsobjekt hat ausgedient; und es ist inzwischen ein leichtes, ‚kreativen‘ P.-schülern der ersten und zweiten Generation Verkürzungen P.schen Gedankenguts nachzuweisen. Bei P. erstaunt immer wieder, daß sich auf allen Ebenen seines Denkens dieselben triadischen Denkfiguren vorfinden: sie sind das eigentliche Konstruktionsprinzip seiner Systemarchitektur. Was nicht nur die ersten P.-interpreten zweifeln ließ, ist die fast endlose Vermehrung von Zeichentypen aufgrund dieser Prinzipien. Von da ist es nicht unmöglich, an dieser Architektur, wie S. in Kap. 1 anklündigt, sogar noch weiterzubauen, hat Peirce selber von den 3¹⁰ (59049) Zeichentypen doch nur die wenigsten beschrieben. Es ist nicht zu leugnen, daß die Semiose selbst zu Zeichentypen führt, und auch, daß sie vom Prinzip her unendlich ist. – Für S. ist dies Anlaß, konzentriert diesem semiosischen Prozeß nachzugehen. Seine Beschreibung der Zeichentheorie P.’s stellt sich dabei als zunehmend komplexere Klassifikation dar. Zuerst exploriert er, klar und verständlich, (Kap. 2) die drei Kategorien selber (darin folgt er weitgehend Esposito), wie dies in einigen P.-Einführungen schon vorliegt (z. B. Deledalle). Allerdings gilt sein besonderes Augenmerk P.’s Begriffspolen „precision↔precision“ (also jene ganz wörtlich vor-teilende Methode P.’s, die urteilende Denken nicht noch einmal mit Denken rechtfertigt); sie erlauben ihm eine weitere Komplexifikation seiner Zeichenklassifikation mittels Degeneration. „Precision“ (d. h. nicht urteilende Abstraktion), das ist Zufall, Entropie; „evolutionary love, purpose“ Zweck, Ordnung, Hypostase, Negentropie, ist „precision“; beide Prinzipien leiten zusammen das Fortschreiten des semiosischen Wachstums. Dabei ist Pragmatizismus P.’s Versuch, die Beruhigungsspielle des Absoluten („sop to Cerberus“), des transzendentalen Ego wie des transzendentalen Objekts zu vermeiden. Er führt dazu, daß Das Zeichen nicht als Absolutes hypostasiert wird, sondern als ‚relatives Absolutes‘ das Wachsen der ‚evolutionären Liebe‘ bildet. Wodurch wächst es? Hier kommen die Trichotomien ins Spiel, weil die kategorialen Modalitäten Das Zeichen entfalten wie Gesetz aus dem Zufall kommt (als Drittheit durch den ‚Zweck‘ geleitet).